

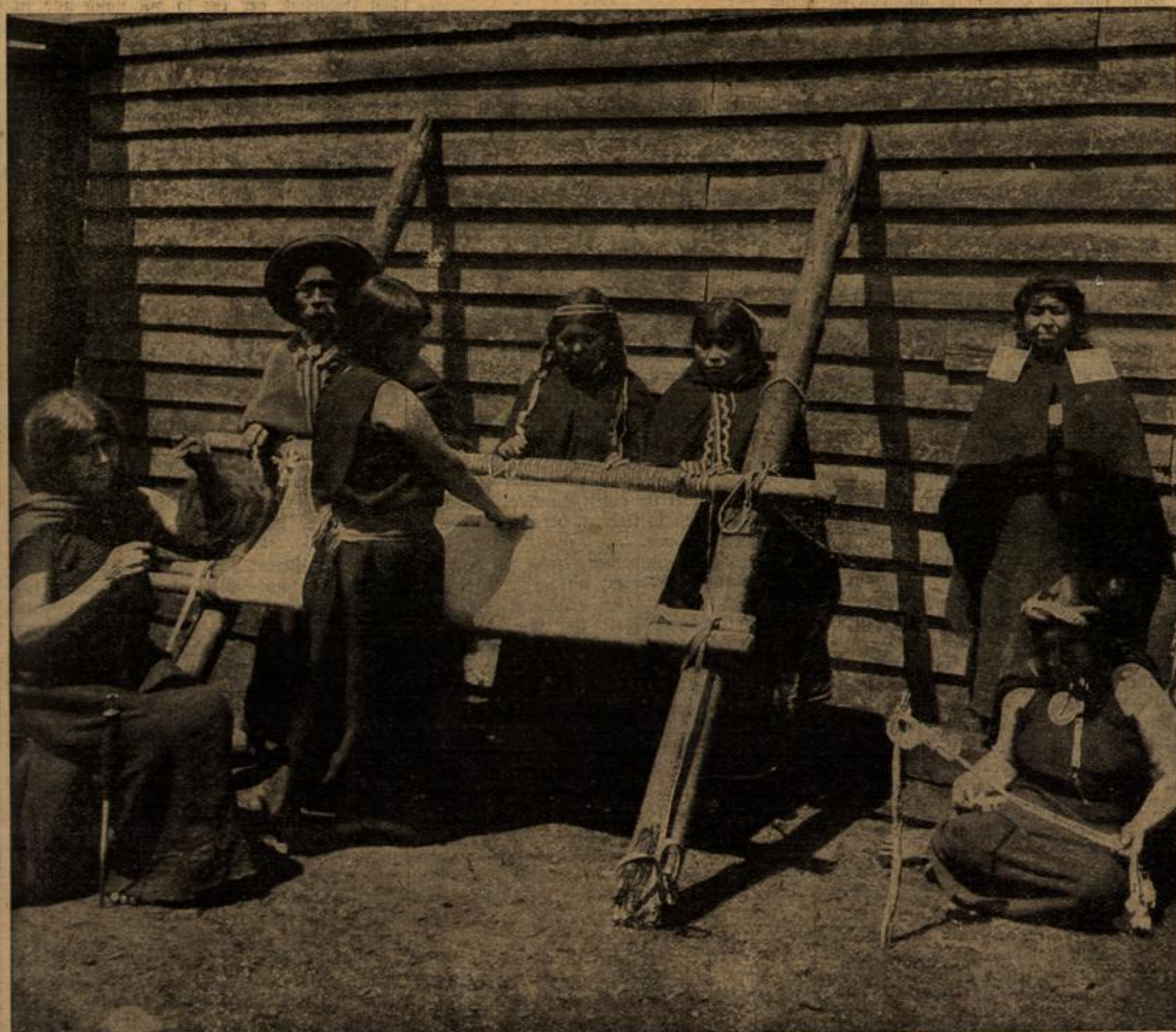
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 24

Verlag von J. S. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Bärn.

Jahrgang 1914



Arakanische Familie bei der Arbeit.

Die Tauben von San Marco. Von Käthe van Beeker.

Nachdr. verb.

Dora!“
„Papa?“
Das junge Mädchen wandte sich mit fragender Gebärde vom Fenster fort, dem Zimmer zu, in dessen Innerem ein älterer Herr beim Studium der Zeitung saß und nun kopfschüttelnd sagte:

„Ich denke, du warst herunter gekommen, um eine Karte an Tante Hedwig zu schreiben?“

„Stimmt!“ nickte Dora, lächelte und trat ein paar Schritte vom Fenster zurück. „Wollte ich auch. Aber ich habe mich entschlossen, die lobenswerte Tätigkeit erst abends auszuüben. Jetzt käme es mir wie eine Vergeudung meiner Zeit vor, wenn ich etwas anderes täte, als aus dem Fenster zu sehen. Papachen, wie kann man Zeitung lesen, wie kann man Postkarten schreiben, wenn man in Benedig ist und von seinem Fenster aus den köstlichsten Blick der Welt hat, den Blick auf den Hafen, auf San Giorgio und, laßt not least, auf den Markusplatz mit all seinen Wundern und Schönheiten! Schon allein die Tauben! Liebstes, laß doch die alte, langweilige Zeitung! Komm und sieh und genieße!“

Sie wandte sich wieder dem Fenster zu, und während der Vater langsam aufstand und sich ihr näherte, plauderte sie lebhaft weiter:

„Sieh nur, Papachen, sieh nur, eine Taubenwolke, ein Taubenregen, ein —“

„Ja, ja, eine Bande Dreckfinken und Frechlinge, die vor nichts Respekt und Achtung hat, der die ganze wunderbare Schönheit und Pracht des Markusplatzes und der Markuskirche gerade gut genug ist, um darauf herum zu kokettieren und sie mit der Pracht und Schönheit ihrer Machwerke sauber zu dekorieren.“ spottete der Justizrat Wermenhof und sah durch seine Brillengläser verächtlich auf die trippelnde, flatternde, gurrende Schar der von ihm geschmähten und von andern Reisenden verhätschelten graugrünen, schillernden Lieblinge.

„Aber, Papachen, wie kann man nur daran denken —!“

„Denken? hm, man braucht nur die Augen aufzumachen, dann sieht man überall die Spuren dieser reizenden Tierchen. Ganz Benedig werden sie schließlich noch unter ihrem Schmutz begraben.“ grollte der Justizrat weiter und warf einen anklagenden Blick auf das goldene Biergespann, das vom Dach der Markuskirche stolz in die Welt hineinzu sprengen droht und es sich eben ganz demütig gefallen lassen mußte, daß eine Schar der zierlichen Tauben ihm auf Rücken, Mähnen und Schwänzen herumflatterte und sich sonnte.

„Na, Papachen, was den Schmutz anbetrifft, so wollen wir die armen Tauben nicht allein verantwortlich machen.“ lachte Dora und schob ihren Arm in den des Vaters. „Benedig braucht darin nicht so ängstlich zu sein, es schafft es nach der Seite hin auch ohne Tauben. Brummt nicht, Bating, und störte nicht meine Bewunderung durch schändliche Alltagsbemerkungen.

Sieh mal, du hast gestern gesagt, daß dir Benedig ohne den Campanile nicht vollkommen Benedig sei. Das ist Geschmackssache. Ich finde es ja schöner, wenn der vieredrige Kasten nicht wieder aufgebaut und die reine Schönheit des Markusplatzes nicht durch seine Plumpheit gestört würde —“

„Dora — und du nennst dich meine Tochter?“

„Aber Papachen, ich will dir doch nur klar machen, daß die Schönheitsbegriffe nach gewissen Seiten hin verschieden sind, und daß man jedem die seinen gönnen soll. Ich achte deine Ansicht, aber ich stelle die meine dagegen, daß Benedig für mich nicht vollkommen Benedig wäre ohne die Tauben des Markusplatzes.“

„Natürlich, echte Weiberoberschlächtheit, die überall nach dem Tand und Spielzeug greift! Ich dachte, meine Tochter wäre weniger kindisch —!“

Sie begegnete dieser schweren Beleidigung mit echt weiblicher Logik. Sie lächelte, lehnte den Kopf an Vaters Schulter und sagte mit köstlicher Unbefangenheit: „Du, Papachen, ich möchte mich brennend gerne unter all den Tauben photographieren lassen!“

Der Justizrat trat entrüstet einen Schritt zurück.

„Du bist wohl übergeschnappt, mein liebes Kind? Eben habe ich dir meinen direkten Abscheu gegen diese alberne, kokette Spielerei ausgesprochen, und da kommst du —“

„Ach, Bating, das war doch nur schöne Redewendung und Theorie, in der Praxis mußt du doch einsehen, daß man nicht in Benedig sein kann, ohne sich auf dem Markusplatz, garniert mit Tauben, photographieren zu lassen.“ lachte Dora in voller, unbekümmerter Siegesicherheit.

Sie kamte ja ihren Vater. Brummen tat er, ja, das gehörte zu seinen Reisevergnügungen, aber ihr einen Wunsch abschlagen, noch dazu einen so kleinen, berechtigten, nein, das kam nicht vor.

„Sieh mal, Papachen, zehn Lire kostet das Dugend Postkarten, nur zehn Lire. Ich habe mich danach schon erkundigt —“

Etwas erstaunt hielt sie inne, denn der Papa machte eins jener Gesichter, die er sonst nur in schwierigen Prozessen aufzusehen pflegte, halb sarkastisch, halb drohend ernst, ein Gesicht, mit dem sich nicht spaßen ließ, und eben so war sein Ton, als er jetzt sagte: „Sehr hübsch, daß du schon vorsichtige Erkundigungen eingelesen hast, aber sie werden dir nicht viel nützen. Diesmal wird sich die Theorie mit der Praxis decken. Ich sehe die dringende Notwendigkeit, allen Unjungen mitzumachen, nicht ein, besonders in diesem Falle. Zehn Lire fortzuwerfen, dazu langen meine Mittel nicht. Ich stampfe die goldenen Zehnliresstücke nicht aus dem Boden, mein Kind!“

Nun lachte Dora schon wieder. Wenn der Papa sich hinter so leicht umzustößenden Weigerungen verschanzte, dann war ihr nicht bange.

„Aber ich, Papachen; ich opfere sie gerne

für die Sonne, mich allen heimatischen Bekannten präsentieren zu können auf dem Markusplatz, zwei Tauben auf dem rechten, drei auf dem linken Arm, eine —“

Was dem Papa heute nur einfiel? Er ließ sein sonst so verwöhntes Töchterchen nicht weiter reden, sondern sagte kurz und verzweifelt streng: „Dora, ich verbiete dir auch nur eine Lire für diesen Unsinn auszugeben, ich verbiete es dir. Ich will nicht, daß meine Tochter solche Aberrationen mitmacht.“

„Aber Papa! Ich soll in Benedig gewesen sein und niemals die Tauben gefüttert haben? Papa, das ist Barbarei, das ist — das ist —“

Tränen ersticken ihre Stimme. Achtzehn Jahre war sie alt und sollte um ihren heißesten Wunsch betrogen werden, sollte nicht im weißen Kleide, mit dem großen, weißen Federhut, der ihr so gut stand und sie Vili im Park so ähnlich machte, auf dem Markusplatz stehen und die Tauben füttern dürfen! Das war Tyrannei und rohe Machtentfaltung, das war — das war —

Der Justizrat mußte selbst einsehen, daß „es war“. Nämlich, daß es zuviel war. Er hatte sich zu einem ganz unmotivierten Verbot hinreißeln lassen, in einer plötzlichen, ihm eigentlich jetzt schon unverständlichen Aufwallung. Aber nun war er doch in seinen Horn und in dieses Verbot so verrannt, daß er selbst vor Doras Tränen nicht nachgab, wenigstens nicht vollkommen.

Barisch fuhr er die Tiefgekränkte an: „Na, bitte, keine Szene! Du benimmst dich wie ein albernere Badfisch, nicht wie meine vernünftige Tochter, die ich mir als Gefährtin auf die Reise mitgenommen habe. Ich denke, Benedig bietet mehr als solchen Firtlesanz!“

Dora schluckte an ihren Tränen. Dieser Papa! Ihr so zu kommen! Natürlich sagte sie jetzt kein Wort, schob sich nur mit Ostentation die Nase und schritt zum Tisch, um nun, wo die ganze Welt ihr vergällt war, die bewusste Postkarte an Tante Hedwig zu schreiben.

Dem Justizrat war vor dieser stummen Resignation unheimlich zumute. Sein lieber, lustiger, kleiner Reisekamerad, seine Einzige, sein Verzug, und er alter Tyrann hatte das Kind gekränkt! Es tat ihm selbst am wehesten. Aber ganz nachgeben durfte er nicht. Sie sprang sowieso schon mit ihm um wie mit einem Hampelmann.

Er nahm wieder seine Zeitung vor, aber er fand keine Ruhe zum Lesen. Das ganze Zimmer kam ihm dunkel und trübe vor, wenn Doras fröhliches Gesichtchen es nicht erhellte. Er ruckte auf seinem Stuhle hin und her, räusperte sich, knipste mit den Fingern und sagte dann plötzlich in die drückende Stille hinein: „Was übrigens die Taubenfütterung anbetrifft, so erstreckt sich mein Verbot nicht auf sie. Die Tauben darfst du meinetwegen dreimal am Tage füttern —“

„Ach, du goldenster, liebster, bester Papa,“ jubelte Dora und flog zu ihm herüber. Natürlich, ihr guter, alter Brummbär meinte es nie so böse, er tat nur so. „Nachher gleich machen wir's, ich und du, und dann

lassen wir uns zusammen photographieren!"

Das war nun doch über das Ziel geschossen. Der Papa zog gleich wieder die Stirne kraus, besann sich auf seine väterliche Autorität und sagte: „Dora, bleib in deinen Grenzen! Wenn ich einmal etwas verbiete, gehe ich nicht davon ab. Photographiert wird nicht. Ich gestatte keinen Pfennig für diese unnütze Ausgabe, keinen Pfennig. Auch nicht aus deiner Kasse — richte dich danach! Du weißt, ich setze dir nie Schranken für deine Ausgaben, ich bin nicht geizig, aber hierfür will ich kein Geld ausgegeben haben.“

Dem so schien ihm das Verbot am begreiflichsten und begründetsten, und verboten sollte es nun einmal bleiben, damit das Mädel sah, daß es nicht der liebe Herrgott sei und seinen alten Vater nicht nach jeder Seite hin wenden könne.

Dora hatte nun auch endlich begriffen, daß der Papa in diesem Punkte seinen Rappel hatte, wie sie das nannte. Es gab so ab und zu Ideen bei ihm, deren Zweck und Sinn man nicht recht verstehen konnte, die man aber notgedrungen achten mußte. Männer waren nun einmal verzwickte Subjekte!

Sie dachte ein Weilchen nach, und dann versuchte sie noch einmal durch ein Hintertürchen an ihr Ziel zu gelangen.

„Und wenn mich nun ein Liebhaber photographieren würde?“

Liebhaber war nun gerade das falsche Wort, das sie wählen konnte, denn nichts fürchtete der Justizrat so sehr, als das, was man im allgemeinen und besonderen unter diesem Ausdruck versteht, und was ihm möglicherweise sein geheimes Kleinod, seine Dora, entreißen konnte.

Gerade um sie davor zu schützen, hatte er diese Reise unternommen, denn der Assessor, der bei ihm arbeitete, war bis über beide Ohren in des Hauses Töchterlein verliebt gewesen, und das Töchterlein hatte in letzter Zeit blaße Wangen gehabt und über Müdigkeit geklagt, Symptome, die der Hausarzt als Bleichsucht bezeichnete, die das bangende Vatergemüt sich aber ohne weiteres als Herzerwachen und Liebessehnsucht auslegte. Und darum traf das Wort „Liebhaber“ den Justizrat wie ein Moskitostrich.

Er fuhr auf. „Liebhaber? Was verstehtst du darunter? Ein ehrbares Mädchen hat nicht an Liebhaber zu denken!“

„Aber, Papachen, so meinte ich es doch nicht. Liebhaber, wie du es meinst, sind mir höchst schnuppe. Amateur, Amateur,“ verdeutschte Dora lachend und sah dabei so unschuldig und harmlos aus, wie sie es auch in Wirklichkeit war, denn diesmal hatte der Hausarzt recht gehabt, und nicht Liebesweh, sondern ein bißchen ganz prosaische Bleichsucht hatte ihr in den Gliedern gefesselt. Sie dachte wirklich nicht an Liebhaber, sondern freute sich ihres jungen Lebens und des Beifalls, der ihr überall entgegengebracht wurde, mit so unbefangenen Herzen, wie der eifersüchtigste Vater sich nichts besseres wünschen konnte.

Der Justizrat sah mit Inquisitorblick in das hübsche, von der Reiselust schon wieder lebensvoll gefärbte Gesicht seines Töchterchens, und dann lachte er auch. Diese Kinderaugen mit ihrem offenen, fröhlichen Blick logen nicht, ihr Herz war noch nicht geweckt, er hatte zur rechten Zeit die Flucht ergriffen und sein Kleinod unverfehrt gewahrt.

„Schnuppe,“ so vulgär das Wort klang,

in seinen Ohren war es Musik. So spricht kein liebendes Mädchen.

Seine Dame hob sich augenblicklich bedeutend. Er fühlte sich nach jeder Seite hin als Beherrscher der Situation, und das passierte ihm Dora gegenüber nicht oft. Aber diesmal hatte er es erreicht, und der Rausch über diesen Sieg stieg ihm zu Kopf.

„So, so — na, das läßt sich hören,“ schmunzelte er. „Amateur — hem —“

Blitzschnell lief er die Insassen der Pension in seinem Gedächtnis Revue passieren. Zwei Lehrerinnen, drei pastorliche Ehepaare, ein halbblinder Pole und ein älterer Doktor der Philosophie. Keiner unter allen, der einen Apparat besaß. Er konnte sich großmütig und nachgiebig zeigen, ohne Gefahr zu laufen, daß sein Verbot sich damit umstoßen ließe.

„Das ist eine andere Sache. Wenn du einen Amateur findest, der dich photographieren will, dann will ich nichts sagen.“

„Ach, du lieber, braver Bating,“ jubelte Dora, und dann besann sie sich und setzte nachdenklich hinzu: „Das heißt — wo soll ich denn einen Amateur hernehmen, Papachen?“

Papachen zuckte böshaft lächelnd die Achseln.

„Das ist nicht meine Sache. Sieh dich nur um, mein Kind. Vielleicht, daß einer der Herren hier in der Pension sich dazu eignet —“

„Das sind ja gar keine Herren,“ entrüstete sich Dora in vollkommener Mißachtung verheirateter Pastoren, halbblinder Polen und älterer Philosophen. „Ich glaube, Papachen, deine Erlaubnis ist nicht viel wert.“

Dabei sah sie in sein Gesicht, sah ein Lächeln, dieses Siegerlächeln eines Tyrannen, der seine Macht höhnisch mißbraucht, und im Nu stieg ein großer, heiliger Zorn in ihr auf. Der Papa mokierte sich über sie, der Papa wußte, daß es außer aller Möglichkeit lag, einen Amateur zu finden.

Seine Erlaubnis war wirklich nichts wert! O, dieser Papa!

Na, es lohnte nicht, ihm seine Sünde vorzuhalten, das gab nur Mißstimmung. Aber —!

Man konnte doch nicht wissen, wie sich das mit einem Amateur machte! Jetzt wurde es Ehrens- und Sportsache, einen zu finden! Jetzt gäbe sie ihre ganze Reiselasse, ah — mehr, viel mehr — auch moralische Werte gäbe sie darum, wenn sie einen fände!

Der Papa hatte sie maßlos gereizt, ihren Ehrgeiz geweckt und sie auf Bahnen getrieben, auf Bahnen —

Was für Bahnen das sein könnten, wußte sie zwar vorläufig nicht, aber immerhin war ihr Zorn geweckt, und wenn der Zorn eines hübschen, jungen Mädchens geweckt ist und nach Betätigung sucht, dann freut sich seiner höllischen Majestät jüngster Enkelsohn, ein kleiner, böser Gelegenheitsmacher, der ein schwarzes und ein weißes Flügeln hat, mit einem Beinchen im Himmel und mit dem andern in der Hölle steht, in seiner Reisetasche tausend listige Zufälle trägt und stets bereit ist, einen dieser rosig gefärbten, schelmischen Zufälle zu spendieren, um törichten Vorsätzen und unüberlegten Handlungen vorwärts zu helfen.

Diesmal postierte er Horst Ehrenbrück, der sich zur Feier seines glücklich bestandenen medizinischen Examens eine Italienreise ge-

famosen photographischen Apparat mitgenommen hatte, gerade auf den Markusplatz, als Justizrat Bermenhof mit seinem Töchterchen aus der Merceria heraustrat, um eine Nachmittagspartie nach dem Lido zu unternehmen.

Horst Ehrenbrück war eben damit beschäftigt, den richtigen Punkt und Augenblick für eine Aufnahme der Markuskirche zu finden.

Er stand sehr hübsch und schlank und elegant mitten auf dem Markusplatz und kümmernte sich um diesen und seine Besucher ganz und gar nicht, denn er war Amateur mit Leib und Seele und hatte selbst die Uebersetzung, daß ihn nichts in der Welt mehr interessieren könnte als eine gelungene Aufnahme.

Und er knipste und hatte sie und sah aufatmend und tief befriedigt empor, gerade in zwei dunkelblaue köstliche Mädchenaugen, die mit einem seltsam sehnsüchtigen, fast flehenden Ausdruck in die seinen tauchten.

Nur eine Sekunde lang, nur ein Augenblick in des Wortes vollster Bedeutung, aber da war es geschehen, da hatte der ganze Markusplatz und alles, was in und auf ihm noch hatte photographiert werden sollen, jeden Wert und jedes Interesse verloren, und der junge Herr Doktor sah nur noch eine zierliche, weißgekleidete Mädchengestalt und einen großen, weißen, wogenden Federhut, unter dem ihm zwei dunkelblaue, köstliche Augen einen so seltsamen, sehnsüchtigen, flehenden Blick zugeworfen hatten.

Er war nicht verliebter Natur, und Mädchenblicke hatten ihn oft getroffen, viele, feurige, lockende, sehnsüchtige — ja, auch sehnsüchtige und flehende, aber dieser — dieser hatte einen ganz eigenen Reiz und Zauber gehabt, in diesem lag etwas geheimnisvolles, zwingendes, etwas, das er noch nie in einem Mädchenblick sah, und das wie ein elektrischer Schlag auf ihn wirkte.

Fast mechanisch folgte er dem Prare.

Sie sah sich nicht mehr nach ihm um, die reizende Kleine. Er erwartete das auch nicht, denn in diesem Blick hatte keine Koletterie oder gefällsüchtige Aufforderung gelegen, er war nicht unkorrekt und abenteuernd gewesen. Ganz, ganz etwas anderes hatte darin gelegen, und gerade dieses andere, unverständliche zog ihn ihr nach.

Jetzt zögerte der Schritt des jungen Mädchens, das Köpfchen bog sich ein ganz klein wenig zur Seite. Welch ein reizendes Profil! Und, wahrhaftig, ein halber Blick hatte ihn wieder gestreift, ein hastiger, suchender. Dabei war ihr das Blut ins Gesicht geschossen, und ihm klopfte das Herz wie einem Primaner, der seiner Tanzstundenliebe nachsteigt.

Tolle Sache! Aber reizvoll. Kein gewöhnliches Abenteuer, sondern eine Eigenart, etwas besonderes.

Sie sprach mit dem alten Herrn, an dessen Arm sie ging — sicher ihr Vater. Jetzt kaufte sie eine der Tüten, die überall von den Händlern dort feilgeboten werden, und dann wandte sie sich lächelnd um und schritt nach einem der hohen roten Masten, an dessen Fuß die Schar der grüngrauen Tauben ganz besonders dicht herumtrippelte.

Ah, sie würde die Tauben füttern! Welch ein holder Anblick!

Blitzschnell hatten die ledigen Tiere sich um sie gesammelt. Da wagte sich eine auf ihren ausgestreckten Arm, zwei andere senkten sich auf ihre Schulter, es flatterte und gurrte um sie herum. Und ihr Gesichtchen



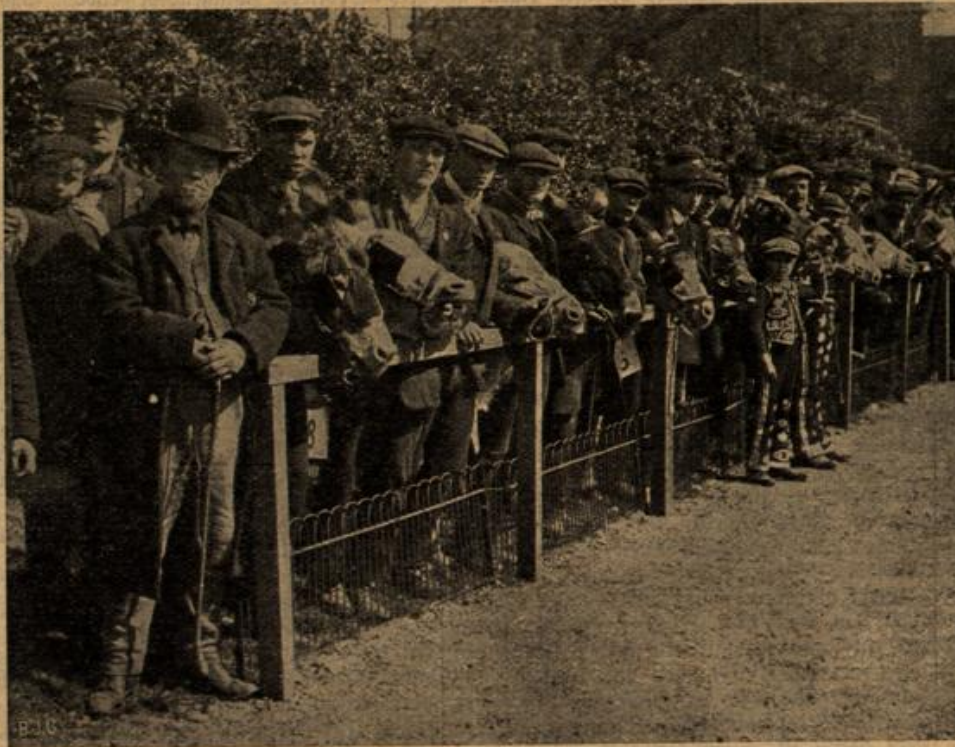
Gruppe der Dingolfinger aus Niederbayern im Festzuge.



Eine Bayern-Gruppe im Festzug.

Dom ersten deutschen Volkstrachtenfest in Mainz.

Am Himmelfahrtstag fand in Mainz ein Volkstrachtenfest statt, an dem alle Volkstrachten-Vereine Deutschlands und des deutschen Oesterreichs teilnahmen. — Den Höhepunkt der Veranstaltung bildete ein großer Preis-Festzug, der den zahlreichen Zuschauern durch seine Farbenpracht einen großen Genuß bereitete. — Mehrere 100 000 Menschen wohnten dem Festzug bei, der alle 3 Jahre wiederholt werden soll. — Gewiß wird diese Veranstaltung dazu beitragen, weitere Kreise für die Erhaltung der schönen Landestrachten und damit auch für manche schöne alte Sitte, die da und dort mit den alten Schmuckstücken, den farbenfreudigen Kleidern aus der Vergessenheit auftaucht, zu interessieren. Den Künstler entzücken die schönen farbensatten Bilder, der Historiker findet ebenfalls manchen längst untergegangen geglaubten Schatz an Bräuchen, an Redewendungen zc. zc. an solchen Festen.



Ein Ponny-Rennen in Schottland: Die Ponny's vor dem Start.

Ein Ponny-Rennen in Schottland. In Schottland, der Heimat der Shetland-Ponny's, finden jährlich große Ponny-Rennen statt, die auf das Publikum stets eine große Anziehungskraft ausüben. Die Ponny's werden auch in großen Gestüten gezüchtet und sind mitunter sehr teuer, besonders wenn sie zu sportlichen Zwecken, z. B. Pferde-Polo, vorbereitet sind.



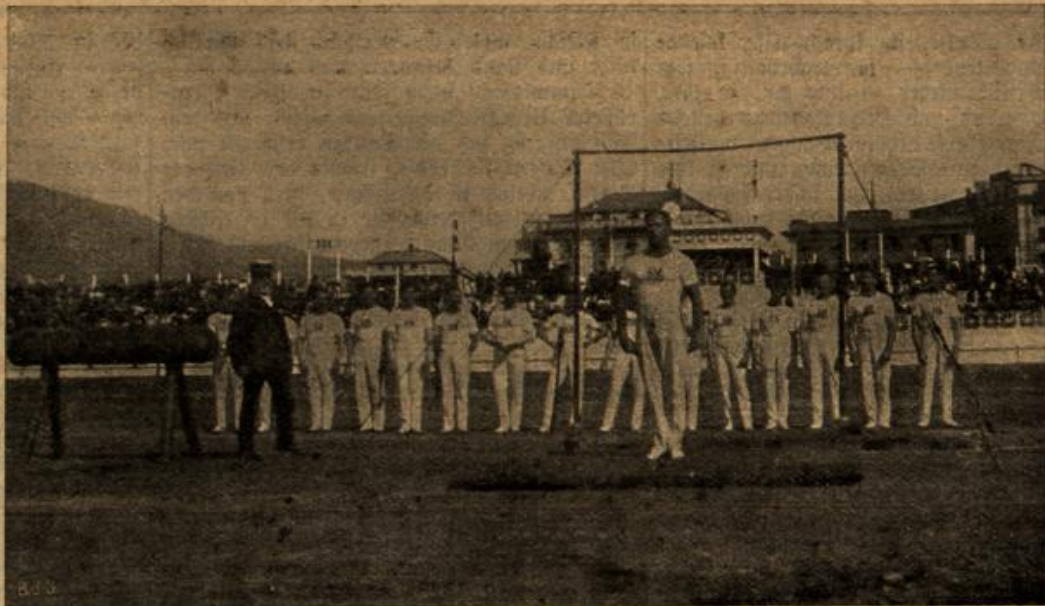
Der Franzose Clément-Bayard, der in Köln wegen Spionageverdachts vorübergehend verhaftet wurde.

Clément Bayard und seine Begleiter verfolgten bei ihrer Reise nach Deutschland den Zweck, die in Mittel- und Westdeutschland gelegenen Luftschiffhallen so eingehend wie möglich zu besichtigen. In Hamburg wurden sie von der Polizei beobachtet und ihre Festnahme war dort bereits in Aussicht genommen. Im Einvernehmen mit der Hamburger Polizeibehörde wurden sie dann in Köln bei dem Versuche, auch die dortige Luftschiffhalle zu besichtigen, polizeilich wegen Verdacht der Spionage festgenommen.



Der junge russ. Schachmeister Alechin, der dritte Preisträger im Petersburger Turnier.

Beim Petersburger Schachturnier, bei dem sich bekanntlich die ersten Größen des Schachspiels trafen, hat neben den beiden „Favoriten“ Dr. Lasker und Capablanca der dritte Preisträger Alechin die Aufmerksamkeit der Schachfreise erweckt. Alechin ist der Sohn eines reichen adligen Grundbesitzers aus Petersburg und studiert an der dortigen Universität. Beim Spiel erschien er stets in der russischen Studentenuniform, die von allen Studierenden getragen werden muß. Alechin, der erst 22 Jahre alt ist und zu den Freunden des kubanischen Schachgenies Capablanca gehört, war bisher ganz unbekannt.



Der Turner-Kongress in Genua: Die Vorfürhungen der deutschen Riege.

Zu Genua fand dieser Tage ein großer Turner-Kongress statt, zu dem auch Deutschland eine Abordnung entsandt hatte. Die Vorfürhungen der Deutschen Turnerschaft erregten durch die Graktheit und Schwierigkeit die Bewunderung der ungeheuren Zuschauermenge.



Festnahme der englischen Suffragetten, die versucht hatten, in den Königspalast einzudringen.

Wüste Suffragettenschlachten haben vor kurzem wieder in Englands Hauptstadt stattgefunden. Die eragierten Damen machten den Versuch, in geschlossenem Zuge in den Buckinghampalast einzudringen, um dem König eine Petition für das Frauenstimmrecht zu überreichen. An den Toren des Palastes stellten sich Polizisten den Demonstrantinnen in den Weg, und es kam hier wie dann später beim gerichtlichen Verhör der Verhafteten und am Abend im His-Majesty-Theater zu unbeschreiblichen Tumulten.

glühte, sie lächelte, sie sprach leise, losende Worte und jetzt — ja, wahrhaftig, jetzt flog ihr Blick wieder zu ihm hin, zu ihm, der bewundernd und entzückt etwas beiseite stand. Die Farbe ihrer Wangen vertiefte sich noch um eine Schattierung, und in ihre Augen trat wieder ein jetzt fast befehlender, sehnlich bittender zwingender Ausdruck.

Ihm verwirrten sich die Sinne. Was denn? Was sollte dieser Blick bedeuten? War sie doch eine Kolette? — Schließlich sieht man einen fremden, jungen Mann nicht

so seltsam an! Er verstand das wirklich nicht und stand befangen und ratlos da.

„Dummkopf!“ sagte Dora in tiefster, entzückter Ueberzeugung, trat zornig mit dem Fuß auf, so daß die Tauben erschreckt nach allen Seiten flatterten, streute den Rest der Erbsen achtlos in die Masse, stieg von den Steinstufen, auf denen sie in der reizendsten Photographiestellung vergebens versucht hatte, die von Papa gestattete Amateuraufnahme zu erreichen, herunter und faßte mit Festigkeit den Arm des beiseite stehenden Vaters,

der in blinder, väterlicher Verliebtheit all seine Antipathie gegen Taubensütterung vergessen und ganz verzückt auf sein reizendes Töchterchen gestarrt hatte.

„Ich gebe dir recht, Papa, es ist eine Albernheit, diese Taubensüttererei,“ sagte sie mit verächtlich geschürzter Lippe. „Ich will gar nicht mehr so photographiert sein. Gar nicht. Die Menschen sind ja zu dumm! Und jetzt ärgere ich mich, daß ich mich überhaupt dazu herabgelassen habe. Aber daran bist du nur schuld, Papa!“ (Fortf. folgt.)

Die Gesundheit von Paris. Von L. Fisch.

Nachdr.
verb.

Paris soll die gesundeste unter den Hauptstädten Europas sein. Hat sie doch im letzten Jahrhundert nur zwei größere Epidemien durchgemacht. Am 26. März 1836 zog die Cholera in die Stadt ein und forderte in der Straße Mazarine das erste Opfer, dem in kurzer Zeit 18 000 nachfolgten. Der Schrecken war unbeschreiblich und verleitete manchen Pariser zu den absonderlichsten Schritten; so jene Schar junger Leute, die dem Würgengel zum Trotz und Hohn, sich den ungewöhnlichsten Ausschreitungen hingaben. „Da wir morgen doch sterben, laßt uns heute noch die Freuden des Lebens genießen.“ Die Nacht wurde toll verbracht bei einem Maskenball im Hotel Dieu und am Morgen drauf lagen die meisten als Totenmaske auf der Bahre. Anno 1892 regierte dann die Influenza. In wenigen Tagen hatte sie die Schulen entvölkert, drang sie in die Kasernen, Gerichtshöfe, Warenhäuser. Der öffentliche Verkehr der Eisenbahnen, Schiffe, Omnibus, Wagen, Post und Telegraph litt empfindlich unter der Willkür, mit der diese Krankheit die Leute vom Posten weg ins Krankenzimmer schickte. Die Zahl der Toten war zwei bis dreimal so groß als zur gewöhnlichen Zeit, immerhin kein Vergleich mit der Cholera, die jeden hinwegraffte, den sie mit ihrem Gifthauch berührt. — Wie jeder einzelne, hat auch eine Stadt ihre gesunden und kranken Tage und so kann man sie vergleichen mit einem organischen Körper; der Erdboden, auf dem sie steht und der alles trägt, ist ihr Gerippe. Die Straßen sind ihre Licht- und Luftwege. So hängt die Gesundheit einer Stadt größtenteils ab von der Beschaffenheit des Bodens, von der Luft, die in ihr weht, vom Wasser, das man in ihr trinkt, vom Licht, das sie durchflutet.

Vom Erdboden selber bemerkt man in Paris unter dem Panzer der Straßen und Häuser nichts. Auf dem Land badet sich die jungfräuliche Erde im goldenen Sonnenlicht; hier hat die Luft freien Zutritt und deshalb werden dort alle gefährlichen Stoffe verschiedenster Art rasch zersetzt und verbrannt. Wie verhält es sich in der Weltstadt? Der Erdboden der Straßen und auch der Häuser ist auf hundertfache Weise durchsüßert und durchtränkt von dem Wasser, das, nachdem es die Hausdächer und Mauern und Höfe abgewaschen, durch die Poren des Straßenpflasters eindringt und alle möglichen gärenden und faulenden Stoffe mit sich nimmt, ferner von den Haushaltungswässern, den verpestenden Abgängen der Gruben und Klosetts, die niemals ganz wasserdicht sind, und die ungesunden Abflüsse der Fabriken. Und für diesen Boden, der seit Jahrhunderten diese Stoffe aufnimmt, gibt

es keine Luft, um die organischen Bestandteile zu verbrennen noch Licht, um die Mikroben zu zerstören. Es ist begreiflich, daß sich diese Krankheitskeime in den warmen und feuchten Erdschichten rasch entwickeln. Wenn ein altes Häuserviertel abgerissen oder eine Straße gebaut wird, so legen die Arbeiter ganze Lagen solcher Mikroben bloß, die schon lange dort gebrütet haben und so folgen der Bile des Arbeiters leicht ansteckende Krankheiten. Dies wurde noch so oft konstatiert, als man einen Eingriff in die Eingeweide des Stadtbodens machte. Durch die Schaufel ausgewählt, vermischen sie sich mit dem Staub, werden vom Wind fortgetragen, heften sich an die Sohlen der Schuhe und werden so überallhin verschleppt.

Man muß sich aber nicht vorstellen, diese winzigen Krankheitskeime fliegen dann in der Luft herum wie Vögel; vielmehr heften sie sich an mikroskopisch kleine Staubteilchen, die in der Luft herumtanzen. Gerade dieser Staub und seine Menge ist einzig der große Unterschied zwischen der Stadt- und Landluft. Wie wir wissen, ist die Luft eine Mischung hauptsächlich zweier Gase, von Stickstoff und Sauerstoff, so daß es auf 100 Liter Luft 21 Liter Sauerstoff und 79 Liter Stickstoff trifft. Diese chemische Zusammensetzung verschiebt sich je nach der Dichtigkeit in kaum nennenswerter Weise. Die Luft auf weitem Meere, 400 Meilen vom Land entfernt, zählt 20,960 Prozent Sauerstoff, jene in Paris 20,913. Die Schwankung bezieht sich auf andere Gase, welche die Luft in verschiedener kleiner Menge in sich aufnimmt. Aber die Dinge ändern sich, wenn man ein anderes Element in die Luft einführt, das ist der Staub. Die Untersuchungen eines Tissander haben ergeben, daß die Landluft per Kubikmeter kaum $\frac{1}{4}$ Milligramm Staub enthält und während trockenem Wetter 3—4 Milligramm. Die Pariser Luft aber enthält auf einen Kubikmeter im Durchschnitt 6—25 Milligramm Staub, je nachdem untersucht wurde bei nassem oder trockenem Wetter. — Nichts ist interessanter, als den Staub unter einem Mikroskop zu betrachten. Man findet da eine wunderliche Welt beisammen. Kohlentelchen, Gips, Salz, Mineralstoffe aus den Fabriken, Sand, Kalklöcher, Baumwoll-, Leinwand-, Hanffasern, Stärkemehl, Puder, Flaum, Fischschuppen, Haare, alles durcheinander und ineinander, doch so fein und dünn, daß die Staubteilchen die Klarheit der Luft nicht trüben. Der deutsche Hygieniker Rubner hat sich die Mühe genommen, die Berliner Straßenluft zu untersuchen und die mikroskopischen Körperchen zu zählen, die in ihr als Staub herumfliegen. Er zählte in einem Kubikmeter Luft deren 100 Milliarden. Dieser Staub ist nun beladen mit Mikroben, keimartigen

Lebewesen, die lange nicht alle unschuldig sind. Jene Baumwollfaser, die der Staub mit sich trägt, kommt vielleicht von dem Hemde eines Diphtheritis-Kranken und jenes Haarteilchen, das mit der Luft in unsere Lungen eindringt, kann auch von einem Typhus-Kranken herrühren. Ein Gramm Staub aus dem Park der Vorstadt Montsouris zählte 750 000 Mikroben, hingegen aus einem Zimmer an der Straße de Monge deren 2 100 000. Nur auf den Berggipfeln und auf offenem Meer ist die Luft fast gänzlich staubfrei. — Es ist begreiflich, daß unter dem ewigen Hin und Her der Wagen und Fußgänger das Pflaster die Luft mit Staub verpesten muß. In dieser Hinsicht gibt es nichts mangelhafteres als der Maladam, d. h. das Pflasterungssystem mit zerstoßenem Granit, wie solches in einigen Straßen in Paris in Anwendung gebracht wurde. Der Granit nützt sich schnell ab, entwickelt einen feinen nervenreizenden Staub und verlangt eine öftere Begießung, welche dann wieder ganze Breislachen anrichtet. Vom gesundheitlichen Standpunkt aus ist Steinpflasterung dem Holzpflaster vorzuziehen, da letzteres leicht faulende Flüssigkeiten eindringen läßt und ekelhafte Gerüche verbreitet. Und was sagt die Statistik zur Verkehrssicherheit dieser Holzpflasterstraßen? Seit die Pflasterung der Straße zwischen der Straße de Montmartre und dem Boulevard Poissonniere aus Holz besteht, haben sich die Unfälle der Fußgänger verdreifacht.

So staubhaltig nun auch die Luft sein mag, notwendig ist sie dem Pariser doch und je mehr, desto besser befindet er sich. Deshalb hat der Staat dafür gesorgt, daß möglichst viel Licht und Luft in die Wohnungen eindringt. Das Baureglement von Paris bestimmt die Höhe des Hauses nach der Breite der Straße, an der es gelegen, so daß in den Straßen bis 9,74 Meter die Höhe der Häuser auf 15 Meter, in den Straßen von 9,74 Meter bis 20 Meter Breite die Höhe auf 18 Meter beschränkt ist. Auch diese Maßregel finden die Hygieniker ungenügend und verlangen, daß die Höhe der Häuser gleichkomme der Straßenweite. Diese breiten Straßen haben noch den andern Vorteil der vermehrten Luftzufuhr, ebenfalls eine Lebensbedingung. Man beobachte nur jene Leute, die infolge ihres Berufes im Dunkeln arbeiten müssen: sie verkümmern bald, werden blutarm, bleichsüchtig, matt. Immerhin ist Paris in Bezug auf Lichtfülle eine der glücklichsten Großstädte. Weniger hell als Kairo, empfängt sie zweimal mehr Licht als Petersburg, und ein und einhalbmal mehr als Berlin.

Wie alle größeren Städte entsendet Paris wieder seine besonderen „Düfte“. Doch diese stammen weniger aus den Kloaken, als aus

den Fabriken für Seifen, Kerzen, Fett- und Farbstoffe, Kunstbänder, aus den Lohgerbereien, die in einigen Quartieren so zahlreich sind, den Destillierräumen für Valerian, Ammoniak etc., die mit den Reibrichtplätzen in der Runde in Paris gelegen, die Stadt wie mit einem Gürtel umgeben. Namentlich bei anhaltender Wärme lagern sich diese Dünste in faulen Schwaden in der Luft und der geringste Windzug trägt sie in die vornehmsten Stadtviertel.

Von den Bäumen der Boulevards und Parkanlagen muß man nicht viel reinigenden Einfluß auf die Luft erwarten. Bieviel Bäume sind notwendig, um die Luft zu reinigen, die durch die Ausatmung zweier Personen verdorben ist? Nach einer genauen Berechnung des Chemikers Jeanel braucht dazu ein Hektar Wald. So reichen die 90 000 Bäume der Stadt wohl nicht hin, als Filter zu wirken und die Luft staubfrei zu machen. Doch möchte man sie nicht entbehren; sie verbessern den Erdboden, da ihre Wurzeln die Feuchtigkeit anziehen; sie ersetzen in den Parkanlagen dem armen Städter das Land, sind dem Greise und Genesenden ein willkommenes Plätzchen; die Kinder tummeln sich mit Vorliebe um ihre Gruppen herum und an wohligen Abenden findet sich manche Familie zum heitern Gepflauder unter ihrem Blätterdach zusammen.

Eine andere Lebensfrage für Paris mit seinen bereits 3 Millionen ist das Wasser. Die Pariser haben allerdings die Seine; aber jene Zeiten sind vorbei, da Mercier in seinen Stadtbildern das Wasser der Seine ob seiner Tugenden priesen und es viel gesunder nennen konnte, als „die Wogen aus den helvetischen Bergen“. Weiß man doch heute, daß ein Kubikzentimeter ihres Wassers an die 150 000 Bakterien enthält. Die Stadt bezieht den täglichen Bedarf von 300 000 Kubikmeter Wasser aus den Quellen der Vanne, der Dhuis, Avre und Voing,

die 130 bis 170 Kilometer weit entfernt sind. Ohne sie das Licht zu schauen, wird es in geschlossener Leitung nach der Stadt geführt. Dort ergießt es sich vorerst in vier gewaltige Sammler von je 200 000 Kubikmeter Inhalt. Nachdem es noch den Weg durch 18 Reservoirs zweiter Ordnung gelaufen, bringt es in die Hauptleitung, in gewaltige tief versenkte Röhren von 1,30 Meter Durchmesser. Von dieser sind 75 000 Leitungen in die einzelnen Häusergruppen abgezweigt, ferner 5400 Hydranten und 900 öffentliche Brunnen. Das Röhrennetz hat eine Länge von 2500 Kilometer. Die Bedienung des Wassers erfordert einen weitläufigen Beamtenapparat, mit eigenem Telegraph und Telephonnetz. In den Quellen selber wird das Wasser täglich von Chemikern und Ärzten untersucht und geprüft und jeder zweifelhafte Fall nach Paris berichtet. Mit seinen 300 Litern per Tag stellt sich der Pariser besser als der Londoner mit 150, der Berliner mit 100 und der Spanier in Madrid mit 15 Liter Wasser.

Vor allem sorgt Paris für die öffentliche Reinigkeit. Welche Maßregeln trifft die Stadt, um sich all der abgehenden Stoffe zu entledigen, in deren steigenden Flut sie sonst erstickt müßte? Jeder Tag beträgt ja die Menge schmutzigen Wassers 250 000 Kubikmeter, wozu noch 25 000 Kubikmeter aus den Kloaken hinzukommen. Unter den Straßenzügen, an der Seite der Wasserleitung ist ein ungeheures Kanalsystem in Mauerwerk angelegt. 11 500 Schalenöffnungen führen das Straßwasser in diese Kanäle, 48 000 Abzugsröhren führen den Abfluß aus den Häusergruppen dorthin. Diese Kanäle laufen zusammen in eine Hauptader, wie die Nests eines Baumes, die sich in die weiten Zementsammler in Cligny, Asmeres, Boid und Marceau entleert. Mittels Hebe- und Pumpmaschinen wird dann der Inhalt auf die weiten Felder Genevilliers, Aheres und Mery-Pierrelaye geführt und dort als

ausgezeichnetes Düngemittel geschätzt. Jene Häuser, die keine „Kloake für alles“ besitzen, müssen sich zur Säuberung der Stuben anders behelfen. Der Hausabfälle entledigt man sich auf andere Weise. Bis 1884, wo M. Poupelle die nach ihm benannten bequemen Reibrichtkübel erfand, beseitigte man jene nach einem Reglement aus dem Jahre 1608. Alle Abend wurde nämlich der Abfall direkt auf die Straßenseite geworfen. Diese Haufen lagerten dann der Trottoirs entlang. Marder, der spät nach Hause kehrte, mochte darin herumwaten und störte die Hunde und Ratten auf, die darin herumschnüffelten. Gegen Mitternacht erschien dann noch der Lumpensammler mit Kiepe und Sack und erst morgens wurde der Schutt auf Karren fortgeführt. Die Poupelle bezeichnet einen Fortschritt, wenn gleich sie gesundheitlich noch ihre Mängel hat, da sie beim Vereren in die Abfuhrwagen viel Staub entwickelt. Dann wird die Ladung weit weggeführt, ausgebreitet und von der Luft zum fetten Dünger umgewandelt, den sich die Bauern zumise machen. Zimmerhin nicht die beste Art, derartige Stoffe gesundheitlich unschädlich zu machen. Vielleicht wird Paris einmal das Beispiel englischer und amerikanischer Städte nachahmen, welche den Reibricht in großen Oefen verbrennen und die so entwickelte Wärme in elektrische Energie für Leucht- und Kraftzwecke umwandeln.

Trotz all dieser Schattenseiten ist Paris eine gesunde Stadt. Seine Luft ist nicht so vom Nebel und Rauch getrübt wie in London, noch von Fieberkeimen geschwängert, wie in Rom zur Sommerszeit. Zudem werden die Krankheiten seltener, je aufgklärter das Publikum in der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege wird. Möge der Tag nicht ferne sein, wo die moderne Pest, die Lungenschwindsucht, die von allen Krankheiten in Paris immer am meisten Opfer fordert, erfolgreich bekämpft werden kann.

Humoristisches.



Das Familienoberhaupt. „Ah, Herr Professor, gratuliere! Fräulein Tochter

hat ja Verlobung gefeiert!“ — „Meine Tochter? Ei, daß muß ich gleich mal meine Frau fragen.“

* * *

O weh! A.: „Wie sind Sie denn bloß durch die Menschenmenge hindurchgekommen? Ich mußte eine halbe Stunde warten!“ — B.: „Ich habe die Bigarre geraucht, die Sie mir gestern verehrt haben, da wich mir jeder aus!“

Benutzte Gelegenheit. „Na, was ist Ihnen denn auf Ihrer Luftballonfahrt passiert, Herr Vogel?“ — „Ja, denken Sie sich, auf fünftausend Meter Höhe mußte ich dem Studiosus Borg, dem wir gerade begegneten, zwanzig Mark pumpen!“

Starke Konkurrenz. Gast (im Gebirgshotel): „Die hiesige Gegend, so romantisch sie ist, soll aber in Bezug auf Strauchdiebe sehr unsicher sein.“ — Kellner: „Früher ja, seitdem aber hier die Hotels entstanden sind, hat die Sache aufgehört.“

Welcher Wille? Notar: „Sie wollen also Ihr Testament aufsetzen? Ist es auch Ihr eigener, fester und bestimmter Wille?“ — Kranke: „Ja, gewiß . . . nicht wahr, liebe Amalie?“

Mutterstolz. „Hören Sie mal, Frau Nachbarin, was ich für einen guten Sohn habe.“ — „Sie meinen wohl den Studenten?“ — „Freilich; der geht nur in Re-

staurationen, wo's Rabattsparmarken gibt, und da hat er mir von diesem kurzen Sommersemester für fünfzig Mark solcher Marken mitgebracht!“

Dexierbild.



Wo bleibt denn mein Mann so lange?



Dr. med. Berghausen,
bisheriger Leibarzt des Fürsten von Albanien.



Zu den Unruhen in Albanien:
Zum Schutz des Fürsten gelandete österr. Matrosen vor dem Palast in Durazzo.



Flugzeug-Zusammenstoß auf der Kasseler
Kontrollstation.



Vom Prinz-Heinrich-Flug 1914:
Prinz Heinrich von Preußen, der Protektor der diesjährigen Flugveranstaltung,
kommt mit seinem Automobil auf dem Flugfelde in Darmstadt an.

Der berühmte Schweizer Sturzflieger
Audemars in Karlsruhe.

Der Pilot unternahm in den vergangenen Tagen
in Pforzheim, Mannheim, Speyer und schließlich
in Karlsruhe anlässlich des diesjähr. Prinz-
Heinrich-Fluges prachtvolle Sturz-, Rücken- und
Schleifenflüge vor 10 000 Zuschauern.



Frhr. v. Thüna, Sieger im Prinz Heinrich-Flug